

GOLKONDA



David Marusek

שׁוּר. שׁאָרען  
אױסער. שׁוּר  
װען. גױטעך

David Marusek

**Wir waren außer uns vor Glück**

Deutsch von  
Jasper Nicolaisen & Jakob Schmidt

Golkonda

David Marusek

***Wir waren außer uns vor Glück***

Deutsche Erstausgabe

Herausgegeben von Hannes Riffel & Karlheinz  
Schlögl

[Quellenangaben am Schluss des Bandes]

© 2011 by David Marusek

Mit freundlicher Genehmigung der

Paul + Peter Fritz AG, Zürich

© dieser Ausgabe 2011 by Golkonda Verlag  
GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Andy Hahnemann & Hannes Riffel

Korrektur: Robert Schekulin

Gestaltung: s.BENeš [www.benswerk.de]

Satz: Hardy Kettlitz

EPUB: Karlheinz Schlögl

GOLKONDA Verlag

Charlottenstraße 36 | 12683 Berlin

golkonda@gmx.de | [www.golkonda-verlag.de](http://www.golkonda-verlag.de)

ISBN: 978-3-942396-03-5 (gedruckte Ausgabe)

ISBN: 978-3-942396-34-9 (eBook)

Für meinen Bruder Damian,  
der als Letzter eingetroffen und  
als Erster gegangen ist.

Es braucht ein ganzes Dorf, um eine  
Kurzgeschichte zu  
schreiben, zumindest in meinem Fall.  
Hier sind die Menschen, die im Laufe  
der Jahre Entwürfe meiner Erzählungen  
gelesen und mir ihre Meinung dazu  
gesagt haben. Ich danke Ihnen allen.

Chris Amies, Suzanne Bishop, Sandra  
Boatwright,  
Vincent Bonasso, Terry Boren, Gene  
Bostwick, Mark Bourne,  
Sue Ann Bowling, Lee Capps, Robert D.  
Carroll,  
Liz Counihan, Danny Daniels, Richard  
Garfinkle, Peter Garratt,  
Colleen Herning, Tom Hessler, Liz  
Holliday, Andrew Hooper,  
Todd Johnson, Dixon Jones, Marion  
Avrilyn Jones, Ben Jeapes,  
Paula Kothe, Sonia Orin Lyris,  
Alexandra MacKenzie,  
Tom Marcinko, Daniel Marcus, Holly

Wade Matter, Joe Murphy,  
David Nickle, Andy Oldfield, Katherine  
Patrick,  
Kate Schaefer, Nisi Shawl, Gus Smith,  
Jim Snowden,  
Andrew Stephenson, Jackie Stormer,  
Robert Vamosi,  
Howard Waldrop, Cynthia Ward, Robert  
Weeden,  
Robert Wojtasiewicz und Amy Wolf.

# VORBEMERKUNG

Ich fand schon immer, dass es harte Arbeit ist, Kurzgeschichten zu lesen, wobei vor allem die ersten zwei Seiten eine Herausforderung darstellen. Wenn wir anfangen, eine Erzählung zu lesen, werden wir jedes Mal aufs Neue mit dem Leben völlig fremder Menschen konfrontiert und müssen auf der Grundlage von sehr wenigen Informationen (Titel, Dialoge, Handlung) erst einmal herausbekommen, wer diese Leute eigentlich sind, was sie vorhaben, wem unsere Sympathien gelten und warum uns das alles überhaupt kümmern soll.

Falls der Autor sein Handwerk versteht, werden wir mit emotionaler Intimität, Spannung und einer schlüssigen Auflösung belohnt, mit neuen Einsichten und – hin und wieder – mit einer Erleuchtung, die unser Weltbild verändert.

Aber wenn es schon schwer ist, Kurzgeschichten zu lesen, dann ist es doppelt schwer, sie zu schreiben. Glauben Sie mir, ich weiß, wovon ich rede! Man ist mit zahllosen Einschränkungen konfrontiert, muss unaufhörlich Entscheidungen fällen und aufpassen wie ein

Schießhund, dass alles in sich stimmig bleibt. Warum schreibe ich dann überhaupt Kurzgeschichten? Abgesehen natürlich von der schieren Freude, ein tolles Garn zu spinnen, und von dem grenzenlosen Reichtum und der Berühmtheit, die mit jeder Erzählung einhergehen?

Für mich war das Verfassen kürzerer Texte anfangs lediglich ein Mittel zum Zweck. Als ich ernstlich mit dem Schreiben anfang, habe ich mich für einen »geborenen Romancier« gehalten. Allerdings habe ich meinen ersten Roman ohne Kompass und Landkarte angefangen und sechs Jahre damit zugebracht, mich beim Schreiben unablässig im Kreis zu drehen, ohne dass ein Ende in Sicht war. Schließlich war ich so verzweifelt, dass ich mich der kurzen Form zuwandte, um tatsächlich auch einmal etwas fertig zu bekommen, meinen Namen gedruckt zu sehen und mich »Schriftsteller« nennen zu können.

Wie sich herausstellte, war das eine gute Entscheidung, denn allem Anschein nach habe ich ein Talent dafür. Und es macht mir inzwischen sogar eine Menge Spaß, was sich hoffentlich auf meine Leser überträgt.

Allerdings hält sich meine Produktivität in Grenzen – ich schreibe nur etwa

eine Story pro Jahr. Nachdem ich mich nun wieder dem Roman zugewandt habe, sind auch die Gründe, kürzere Erzählungen zu verfassen, andere geworden. Kurzgeschichten sind ein großartiges Medium, um sein Handwerk zu perfektionieren oder neue Dinge auszuprobieren. Zum Beispiel: Wie schreibt man über Sex? Oder über einen Mord? Um als Schriftsteller mit solchen und anderen Taktlosigkeiten klarzukommen, bedarf es einer gewissen Übung, und eine Kurzgeschichte stellt für mich das ideale Testgelände dar.

Die Texte in diesem Sammelband – fünf meiner Lieblingserzählungen, die zusammengenommen eine hoffentlich plausible Welt in einer gar nicht so fernen Zukunft entwerfen – dokumentieren damit auch meine Entwicklung als Schriftsteller. Gut möglich, dass sie eine gewisse Herausforderung darstellen, also sollten Sie vielleicht die Ärmel hochkrempeln und ein paar Kniebeugen machen, bevor Sie mit der Lektüre beginnen.



# WIR WAREN AUSSER UNS VOR GLÜCK

Bei dieser Novelle handelt es sich um meine zweite veröffentlichte Science-Fiction-Geschichte und meine erste längere. Da mein Name der SF-Leserschaft noch unbekannt war, schien die Geschichte aus dem Nichts zu kommen und veranlasste einen Rezensenten des einflussreichen SF-Magazins *Locus* zu der Vermutung, sie sei vielleicht von einem »großen Namen« unter Pseudonym verfasst worden.

Die Idee für die Geschichte kam mir, als ich meine grünen Notizbücher durchstöberte. Auf zwei verschiedenen Seiten stolperte ich über zwei Einfälle, die eigentlich nichts miteinander zu tun hatten, die aber irgendwie zusammengehören schienen. Bei der ersten Idee ging es um ein Paar, das eine »Retro-Empfängnis« durchführte. Damit ist gemeint, dass die DNS eines lebenden Babys mit ihrer rekombinierten DNS überschrieben wurde, um es genetisch zu dem ihren zu machen. Bei der zweiten Idee handelte es sich um das Bild eines Mannes, der mitten in der Stadt auf offener Straße niedergeschlagen und gefesselt wird, während die Passanten um ihn herum, einschließlich seiner Frau, entsetzt fliehen.

Das Zusammentreffen dieser beiden Ideen brachte nicht nur diese Novelle hervor, sondern ein ganzes Universum, in dem ich vier weitere Geschichten und letztlich auch meinen Debütroman *Counting Heads* (2005) ansiedelte.

Am 30. März 2092 stellte das Gesundheitsministerium Eleanor und mir eine Genehmigung aus. Der Staatssekretär für Bevölkerungsfragen rief an, um uns die Nachricht zu überbringen und zu gratulieren. Wir freuten uns wahnsinnig. Der Sekretär erklärte uns, dass wir uns mit der staatlichen Krippe in Verbindung setzen sollten. In einem Fach in Jersey wartete ein Baby auf uns. Wir waren außer uns vor Glück.

Eleanor und ich waren damals seit einem Jahr zusammen – ein Freund von mir hatte uns einander auf einer Party in Manhattan vorgestellt. Ich war körperlich anwesend, während die meisten anderen Gäste als Holo gekommen waren. Mein Freund sagte: »Sam, da ist jemand, den du unbedingt kennenlernen musst.« Mir war nicht danach, jemanden kennenzulernen. Eigentlich hätte ich nicht mal auf der Party sein sollen, weil ich mich von einer langen Arbeitswoche in meinem Atelier in Chicago erholen musste. Damals hatte ich noch die Angewohnheit, die Tür abzuschließen und mich in meiner Arbeit zu vergraben. Oft vergaß ich sogar, zu essen und zu schlafen. Henry wusste, dass er dann keine Anrufer zu mir durchstel-

len durfte. Er war der Einzige, den ich an mich ran ließ. Nach ein oder zwei Wochen tauchte ich normalerweise ausgehungert und vereinsamt wieder aus der Versenkung auf und schleppte mich auf die nächstbeste Party, um mich mit Canapés, Käsehäppchen und winzigen eingelegten Maiskolben vollzustopfen. Da stand ich also, unrasiert und ungewaschen, beugte mich über das Buffet und stellte dabei eine verdrossene und abweisende Miene zur Schau. Ich war nicht hier, um mich mit jemandem zu unterhalten, und schon gar nicht, um jemanden kennenzulernen. Ich wollte einfach nur für eine Weile unter Menschen sein, ihnen zuschauen, ihrem Geplauder lauschen. Doch mein Freund tippte mir auf die Schulter. »Sam Harger«, sagte er, »das ist Eleanor Starke. Eleanor, Sam.«

Auf einem Stück Teppich, der aus einem anderen Zimmer in den Raum ragte, stand eine Frau und trank aus einer Porzellantasse Kaffee. Wir lächelten einander an, während unsere Butler uns übereinander informierten. »Ach«, sagte sie fast sofort, »natürlich, Sam Harger, der Künstler. Ich bewundere Ihre Arbeiten schon seit Langem, besonders die frühen Sachen. Ein paar von

ihren Spritzgemälden habe ich sogar gerade im Museum hier gesehen.«

»Und wo ist hier?«, fragte ich.

Die Frau, sie hatte wirklich ein bemerkenswertes Gesicht, runzelte kurz die Stirn, doch ihr Lächeln kehrte sofort zurück. Sicher wunderte sie sich über die offenkundige Unzulänglichkeit meines Gürtelsystems. »Budapest«, antwortete sie.

*Budapest, sagte Henry in meinem Kopf. Tut mir leid, Sam, aber ihr System redet nicht mit mir. Ich bin jetzt auf öffentliche Quellen umgestiegen. Sie ist irgendeine wichtige, international agierende Anwältin, die im Moment freiberuflich tätig ist. Ich suche nach biografischen Daten.*

»Sie haben mich auf dem falschen Fuß erwischt«, sagte ich zu der Frau, die auf der anderen Seite des Erdballs stand. »Mit Recht, Wirtschaft oder Politik kenne ich mich nicht aus. Und mein Butler ist nur der Assistent eines Künstlers, kein Spion.« Falls sie nicht einen Stellvertreter projizierte, handelte es sich bei Eleanor Starke um eine schlanke, hübsche Frau mitte zwanzig. Sie hatte rotblondes Haar, ein entzückendes rundes und entwaffnend sommersprossiges Gesicht, volle Lippen und sehr dichte Augenbrauen. Für eine An-

wältin sah sie viel zu nett aus. Ihre Augen jedoch waren alles andere als nett. Sie spähten unter ihren Wimpern hervor wie Muränen in einem Korallenriff. »Und außerdem«, sagte ich, »wollte ich gerade gehen.«

»Jetzt schon? Wie schade.« Enttäuscht zog sie die buschigen Brauen zusammen. »Wollen Sie nicht noch ein wenig bleiben?«

*Sam, flüsterte Henry. Keine der öffentlich zugänglichen Biografien über sie stimmen auch nur hinsichtlich der grundlegendsten Daten überein, nicht einmal bei ihrem Geburtsdatum. Ihr Alter liegt irgendwo zwischen 180 und 204. Mir wurde klar, dass sie eine mächtige Frau sein musste, wenn sie geschützte öffentliche Datenbanken manipulieren konnte. Allerdings hat sie der People Channel als zukünftige Celebrity getaggt. Und in den vergangenen zwölf Monaten hat man sie mit einer ganzen Reihe von Künstlern gesehen: Schriftsteller, Tänzer, Dirigenten, Holografiker, Komponisten.*

Eleanor knabberte an einer Pastete. »Das ist mein Frühstück. Ich wünschte, Sie könnten es probieren. In den Staaten gibt es nichts Vergleichbares.« Sie wischte sich die Krümel von den Lippen. »Übrigens, Ihr Butler, Ihr ... Henry ... ist wirklich putzig. Ich habe

also eine Schwäche für Künstler. Und wenn schon.« Das verblüffte mich. Sie hatte mein System belauscht. »Schauen Sie nicht so überrascht«, sagte sie. »Ihr Zugang ist fast überhaupt nicht abgeschirmt. Er könnte Ihre Gedanken genauso gut gleich durch die Netze jagen. Wann haben Sie Ihre Sicherheitseinstellungen zum letzten Mal auf den neuesten Stand gebracht?«

»Sie wissen wirklich, wie man einen Mann um den Finger wickelt.«

»Darum geht es mir nicht.«

»Worum geht es Ihnen dann?«

»Um ein Abendessen, für den Anfang. Morgen bin ich in New York.«

Ich dachte über ihre Einladung nach und darüber, dass mir ein wenig Ablenkung guttun würde. Ich hatte meine ständig um sich selbst kreisenden Gedanken satt. Es wäre auch ganz nett, mal wieder flachgelegt zu werden, wenn auch nicht von dieser knallharten Trophäenjägerin Eleanor Starke. Ich kannte ein halbes Dutzend andere Frauen in der Stadt, mit denen ich lieber meine Zeit verbringen würde.

Ich nahm die Einladung an, weil mich ihre Augenbrauen interessierten. Ganz ohne Zweifel war Eleanor Starkes Gesicht von einem Profi umgestaltet worden. Sie hatte daraus eine

heimtückische Waffe gemacht, um ihr Arsenal schmutziger Anwaltstricks zu bereichern. Mit ihrem unbedeutenden und verletzlichen Äußeren konnte sie die Geschworenen für sich einnehmen oder Firmenvorstände zum Narren halten, Männer und Frauen gleichermaßen. Aber warum diese Augenbrauen? Sie waren gewaltig. Wenn Eleanor sprach, bewegten sie sich im Takt ihrer Worte auf und ab. Sie zogen den Blick auf sich, insbesondere den eines Künstlers. Ich ertappte mich dabei, wie ich sie anstarrte. Als Grafikdesigner und klassischer Maler juckte es mich in den Fingern, diese Augenbrauen zu stutzen und auszudünnen. In den fünf Minuten, die wir uns unterhielten, nahmen sie meine Aufmerksamkeit ganz und gar in Beschlag. Ich selbst hätte niemals solche Augenbrauen entworfen. Dann kam mir der Gedanke, dass es sich um ihre natürlichen, unveränderten Brauen handeln musste, da kein staatlich geprüfter Gesichtsgestalter, der einen Ruf zu verlieren hatte, den Mut zu einem solchen Design gehabt hätte. Eleanor Starke, ein Raubfisch im Dienste multinationaler Konzerne, hatte ihre übrigen Gesichtszüge vielleicht zu ihrem Vorteil verändert und sich sogar Sommersprossen zugelegt, aber – davon war ich mehr

und mehr überzeugt – sie war schon mit buschigen Brauen zur Welt gekommen. Wie zahlreiche andere Künstlertypen vor mir schluckte ich den Köder.

»Nicht zum Abendessen«, antwortete ich. »Aber wie wär's mit Lunch?«

Wie so oft führte das Mittagessen zu einem Abendessen. Die Augenbrauen waren echt, selbst ihre Farbe. Im Laufe der nächsten Wochen probierten wir die Betten in unseren diversen Wohnungen entlang der Ostküste durch. Der Reiz des Neuen war jedoch schon bald verflogen. Irgendwann rief sie mich nicht mehr an, und ich rief sie nicht mehr an. Wir hatten genug voneinander – oder zumindest glaubte ich das. Sie ging auf eine lange Reise, die sie aus dem Protektorat hinausführte. Ein Monat war vergangen, als ich einen Anruf aus Peking erhielt. Ihre Terminplanerin erkundigte sich, ob ich Lust hätte, sie am nächsten Tag zum Holomittagessen zu treffen. Ihr spätes Mittagessen in China würde mit meinem Mitternachtsbrandy in Buffalo zusammenfallen. Klar, warum nicht?

Zur verabredeten Zeit schickte ich mein Holo auf den Weg. Sie hatte bereits mit dem Essen angefangen. Als sie mich bemerkte, beförderte sie gerade eine Wasserkastanie mit den Essstäb-



chen zum Mund. Ihre Miene hellte sich auf. »Hi«, sagte sie. »Willkommen. Ich freue mich wirklich, dass du Zeit hast.« Sie saß an einem bunt lackierten Tisch vor einer scharlachroten Wand mit filigranen Goldbordüren. »Leider kann ich nicht lange bleiben«, sagte sie und legte die Essstäbchen auf ihren Teller. »Kurzfristige Terminplanänderung. Das ist wirklich schade, aber ich musste dich einfach sehen, und sei es nur kurz. Wie geht's dir?«

»Gut«, sagte ich.

Sie trug einen locker sitzenden Geschäftsanzug aus grüner Seide, und ihr Haar war adrett hochgesteckt. »Können wir unsere Verabredung auf morgen verschieben?«, fragte sie.

Wir sahen einander eine ganze Weile lang an. Ich war überrascht, wie wohl ich mich in ihrer Gegenwart fühlte und wie enttäuscht ich war. Mir war nicht bewusst gewesen, wie sehr ich sie vermisst hatte. »Klar, dann bis morgen.«

In jener Nacht konnte ich nicht schlafen, und der ganze folgende Tag war von einem Gefühl der Erwartung durchdrungen. Um Mitternacht sagte ich: »In Ordnung, Henry, bring mich nach Peking ins Hilton.«

»Dort ist sie nicht«, antwortete er.  
»Heute Abend ist sie im Wanatabe in Tokio.«

Tatsächlich waren statt der scharlachroten Wände nun Paravents aus Papier zu sehen. »Da bist du ja«, sagte sie. »Gut. Ich bin am Verhungern.« Sie nahm den Deckel von einer Schüssel und tat sich dampfenden Reis auf, während sie mir in groben Zügen von einem Handelsabkommen erzählte, bei dem sie vermittelte. »Sie wollen mich behalten, weißt du. Fest anstellen, für das dreifache Gehalt. Japanische Männer sind komisch, wenn sie verzweifelt sind. Sie werden so ... so gleichgültig.«

Ich nippte an meinem Getränk. »Und, was hast du gesagt?« Zu meiner Überraschung war mir die Antwort alles andere als gleichgültig.

Sie warf mir einen neugierigen Blick zu. »Ich habe gesagt, dass ich es mir überlege.«

Ab da trafen wir uns täglich etwa für eine halbe Stunde und redeten über alles, was uns in den Sinn kam. El hatte zahlreiche Interessen, verfügte über ein enormes Wissen und war noch von den absonderlichsten Kleinigkeiten fasziniert. Während sie vor Lachen kaum noch Luft bekam, erzählte sie mir Anekdoten über berühmte Leute

in peinlichen Situationen. Sie enthüllte mir, was sich hinter den Tagesnachrichten tatsächlich verbarg, und wies mich auf die damit zusammenhängenden Investitionsmöglichkeiten hin. Sie entlockte mir allerlei Meinungen, Geschwätz und viele Lachanfänge. Ihre Zimmerhälfte veränderte sich täglich und spiegelte ihren hektischen Terminkalender wider: Jade, Bambus und Teakholz. Meine Zimmerhälfte blieb immer gleich. Es handelte sich um das Atrium meines Hauses in den Hügeln von Santa Barbara, wo ich hinfuhr, um ihr drei Stunden näher zu sein. Beim Reden schauten wir in die mit Yuccapalmen und Steineichen zugewucherte Schlucht hinab, die zum Campus und zum Strand hinabführte, zu den Kanalinseln und schließlich zum blaugrünen Pazifik, der uns trennte.

Als wir uns Wochen später wieder körperlich trafen, war ich ein wenig verlegen. Ich wusste nicht recht, was ich mit ihr anfangen sollte. Also redeten wir. Wir saßen dicht beieinander auf dem Sofa und versuchten es mit allen möglichen Themen, verloren jedoch immer wieder den Faden. Die körperliche Nähe verwirrte mich. Ihr Körper war mir vertraut, oder zumindest glaubte ich das: Ich hatte ihn schon ein Dutzend mal von

seinen teuren Kleidern befreit. Aber es war ein anderer Körper geworden, jetzt, da er von El bewohnt wurde. Ich würde mit El schlafen, jedenfalls wenn ich endlich einen Anfang fand.

»Nervös, was?«, fragte sie lachend und knöpfte mein Hemd auf.

Glücklicherweise kamen die selbstzerstörerischen Aspekte unserer Persönlichkeiten ans Licht, bevor wir endgültig ins kalte Wasser sprangen. Die Hoffnung auf Glück kann einem ganz schön Angst einjagen. El erwischte es zuerst. Wir hielten uns gerade in ihrem Stadthaus in Maine auf, als das Holo ihres Sicherheitschefs ins Zimmer trat. Bis dahin war der einzige Vertreter ihres – von ihr als Kabinett bezeichneten – Gürtelsystems, den ich hatte kennenlernen dürfen, ihre Terminplanerin gewesen. »Ich möchte Ihnen etwas zeigen«, sagte der Sicherheitschef und starrte mich dabei finster unter buschigen Brauen hervor an. Ich warf Eleanor einen fragenden Blick zu, doch sie machte keinerlei Anstalten, die Störung zu erklären oder sich für sie zu entschuldigen. »Das hier ist eine Echtzeitübertragung«, sagte er und wandte sich um, während der Holo-server ein Abbild der Studioulounge des *People Channel* über

Eleanors Wohnzimmer legte. Gerade lief das »Pärchenwochen«-Feature, und die Gastmoderatoren Chirp und Ditz spekulierten atemlos über unglückselige Paare, die an öffentlichen Orten von Holokameras erspäht worden waren und deren Abbilder man nun im ganzen Sonnensystem zur näheren Begutachtung in die Wohnzimmer entsandte.

Mit einem Mal befanden wir uns vor dem Restaurant in Boston, in dem Eleanor und ich an jenem Abend gegessen hatten. Ein Paar stieg aus einem Taxi. Der Mann hatte einen dunklen Schnurrbart und silberfarbenes Haar und sah wie der größte Langweiler der Welt aus. Die Frau hatte ein kantiges Vampgesicht, glatt herabhängendes schwarzes Haar und einen leeren Blick.

»Wattedas hohe Damherrs?«, sagte Ditz zu Chirp.

»Passauf wattesach, Quatschmaul. Datze rüchtigt Eleanor K. Starke unnihr neuer Dildödel, Samsamson Harger.«

Ich musste noch einmal hinschauen. Das Paar auf dem Bürgersteig hatte unsere Körper und trug unsere Abendgarderobe, aber unsere Köpfe waren zur Unkenntlichkeit entstellt.

Eleanor musterte die beiden genau. »Gut. Gute Arbeit.«

»Danke«, sagte ihr Sicherheitschef.

»Moment mal«, warf ich ein.

Eleanor hob eine Braue und sah mich an.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. »Sind kommerzielle Sendungen nicht gesetzlich geschützt?«

Sie lachte und drehte sich zu ihrem Sicherheitschef um. »Wird das jemals zu mir zurückverfolgt werden?«

»Nein.«

»Wird das jedes Mal passieren, wenn irgendein Netz versucht, ohne ausdrückliche Genehmigung meinerseits etwas über mich zu senden?«

»Ja.«

»Danke. Du kannst gehen.« Der Sicherheitschef löste sich auf. Eleanor legte mir die Arme um den Hals und schaute mir in die Augen. »Unsere Privatsphäre ist mir wichtig.«

»Das ist ja alles schön und gut«, antwortete ich, »aber das war auch *mein* Aussehen, das du ohne *meine* ausdrückliche Zustimmung verändert hast.«

»Und? Ich habe dich beschützt. Du solltest mir dankbar sein.«

Eine Woche darauf waren Eleanor und ich in meiner Wohnung in Buffalo. Aus heiterem Himmel bat sie mich darum, ein Exemplar der soeben erschienenen Fortsetzungsfolge der Memoiren eines bestimmten Bestsellerautors zu bestel-

len. Sie erklärte, dass es sich um einen meiner Vorgänger handelte, einen Liebhaber aus jüngerer Vergangenheit, der entgegen ihrer Wünsche mehrere Abschnitte über ihre Affäre in seinen Sim-Vortrag aufgenommen hatte. Ich wies Henry an, ihn abzurufen, doch Eleanor hielt mich zurück und meinte, dass ich sie lieber über den Hauscomputer bestellen sollte. Als ich das tat, stürzte der Hauscomputer ab. Er reagierte einfach nicht mehr. Alle Servicefunktionen meiner Wohnung fielen aus. Das Licht erlosch, die Küche war tot, und die Badezimmertür ging nicht mehr auf. »Was glaubst du, wie viele Exemplare wird er davon wohl verkaufen?«, sagte Eleanor lachend.

»Ich verstehe.«

Ich verstand tatsächlich: Eleanor war mir ein bisschen zu paranoid. Doch erst als ich herausfand, dass ihr System sich an Henry zu schaffen gemacht hatte, brannten bei mir die Sicherungen durch. Ich bat Henry um seinen Zwei-monatsbericht über meine Geschäfte, und er sagte: *Bitte warten*. Einen Moment lang saß ich tatsächlich einfach da und wartete, bevor mir klar wurde, wie absurd das war.

»Was meinst du mit ›bitte warten‹, Henry? Was soll das heißen, ›bitte warten‹?«

*Meine Rechenkapazitäten sind derzeit überlastet und nicht verfügbar. Bitte warten.*

So etwas war mir noch nie passiert.  
»Henry, was geht hier vor?«

Eine ganze Weile lang antwortete er nicht, und dann flüsterte er: *Bring mich nach Chicago.*

Nach Chicago. In mein Atelier. Wo sich sein Behälter befand. Krank vor Sorge machte ich mich sofort auf den Weg. Zwischen seinen Ausfällen gelang es Henry, mir zu versichern, dass er im Prinzip intakt war, derzeit allerdings davon in Anspruch genommen wurde, eine Reihe von Sicherheitsübertretungen abzuwehren.

»Von wem? Henry, sag mir, wer dir das antut.«

*Er versucht es wieder. Nein, jetzt ist er drin. Er ist weg. Jetzt kommt er wieder. Bitte warten.*

Mit einem Mal wurde mir der Mund wässrig, und mein Speichel schmeckte wie Maschinenöl: Henry – oder jemand anderes – hatte eine finale Säuberung initiiert. Ich schied mein Interface aus. Im Laufe der nächsten zwölf Stunden würde ich die Millionen Nanoprozes-



soren, die sich in den Vakuolen meiner Fettzellen befanden und mich mit Henrys Behälter in Chicago verbanden, ausspeien, ausschwitzen, ausspissen und ausscheißen. Bis ich in meinem Studio ankam, würde unser Kontakt bereits abgerissen sein. Ich würde auf mich allein gestellt sein. Ohne meinen Butler als Lotsen im Labyrinth der Slipstream-Röhren raste ich unter Illinois hindurch und musste von Toronto aus zurückfahren. In Chicago reagieren die Taxis noch immer auf Sprachbefehle, aber da ich keine Möglichkeit hatte, eine finanzielle Transaktion vorzunehmen, musste ich die zehn Häuserblocks bis zum Drexler-Gebäude laufen.

Endlich im Atelier eilte ich zu dem kleinen Keramikbehälter, der zwischen einem Schrank und der Wand untergebracht war. »Bist du da?« Henry existierte als angenehme Stimme in meinem Kopf. Er existierte als Datenstrom in Raum und Glasfaser. Er existierte als Ouroboros-Signal in einer Schweizer Tresorschleife. Aber wenn Henry in irgendeiner Weise physisch existierte, dann in Form des zähen Gels in jenem Behälter. »Henry?«

Das Bereitschaftslicht des Behälters erwachte blinkend zum Leben.

Diese dreckige Schlampe! Wie konnte sie das nur tun? Wie kann sie es wagen?«

»Eigentlich ist es vollkommen logisch.«

»Halt die Klappe, Henry.«

Henry war in Sicherheit, solange er sich vom Netz fernhielt. Er konnte nicht mal für mich ans Telefon gehen. Er war ein Gefangener. Wir waren beide Gefangene in meinem Atelier in Chicago. Elea-nors Sicherheitschef hatte Henrys Panzer Millionen Male durchlöchert, quasi ununterbrochen seit ich sie auf der Party meines Freunds kennengelernt hatte. Ich hatte ihn vor Jahren einmal aus dem Supermarkt geholt, um uns vor gewöhnlicher Wirtschaftsspionage zu schützen. Seitdem hatte ich mir kein Update besorgt, weshalb er praktisch wertlos war.